

Briefe eines Handwerkers.

I.

Große handelspolitische Probleme werden in der nächsten Zeit neben den sozialpolitischen Aufgaben im Vordergrund des öffentlichen Interesses stehen, das sich mehr und mehr dem Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens zuwendet. Darob darf unser Handwerk nicht vergessen werden; denn seine Rolle in der schweizerischen Volkswirtschaft ist nicht minder bedeutsam als die der Industrie. Es ist der Nährboden ungezählter selbständig Erwerbender, einer sehr zahlreichen Arbeiterschaft; es bildet die Kräfte heran, deren die Industrie bedarf, und zeigt in manchen Branchen die schönsten Ansätze zu einer Aufwärtsentwicklung in neue große Industriezweige, die unserer Bevölkerung neues Auskommen und neuen Verdienst sichern werden. Ganz besonders in Basel darf dem Handwerk Achtung und Förderung nicht versagt werden; hat doch seine Blüte wesentlich zum Wohlstand unserer Stadt beigetragen und beschäftigt es heute noch ungefähr gleich viel Arbeiter wie die Großindustrie. In erster Linie ist es aber am Handwerker selbst, das Handwerk zu pflegen; denn anders trägt er selbst die Schuld daran, wenn ein ehrenwerter Stand an öffentlichem Ansehen einbüßen und zur Bedeutungslosigkeit herabsinken würde, die für Basel verhängnisvoll wäre.

Wer hat nicht vor dem Kriege das ewige Klagenlied über die ausländische Konkurrenz vernommen? Wer war nicht Zeuge, wie eine Unmenge Handwerker über unsere Behörden loszog, weil sie nicht für einen kräftigeren Zollschutz besorgt waren? Handwerker, welche nicht bestehen konnten, bezeichneten kurzweg die ungenügenden Zollschranken und eventuell dazu noch die Zueignung der Banken als die Ursachen ihres Ruins.

Allein schon seit etwa zwei Jahrzehnten haben wir eine, wenn auch kleinere Zahl von Handwerkern, welche statt zu schimpfen, sich in ihrem Fache umfah, Fachzeitschriften und Fachliteratur studierte, auch die kaufmännischen Wissenschaften pflegte und so in den Betrieben einen zeitgenössischen Geist zu pflanzen wußte. Diese Handwerker kamen zumeist auf einen grünen Zweig. Sie machten sich entschlossen an die Fabrikation von neuen Artikeln heran, wenn ihre bisherigen Erzeugnisse auf dem Markte an Zugkraft verloren und weniger begehrt waren. Sie hielten es nicht wie Hunderte, die in solchen Fällen die Hände in den Schoß legten, indem sie sich sagten und leider heute noch sagen: „Die Zeit wird wohl wieder einmal kommen, wo man meine Artikel braucht.“ Diese Zeit kommt aber für viele lange nicht mehr, und durch das Zuhalten, das untätige Hoffen auf einen Umschwung des Geschmacks des kaufenden Publikums oder der Mode, gehen für manche Handwerker die schönsten Jahre verloren. Es ist unglaublich, wie zahlreiche Handwerker und Kleinindustrielle dem Fortschritt der Technik gleichgültig gegenüberstehen, mit der einfältigen Ausrede, die Sache sei mit den bisherigen Methoden gemaßen, und so werde es sich auch weiter machen lassen. Kommen für solche Handwerker die erwarteten besseren Zeiten nicht, dann müssen die Behörden die Schuldigen sein.

Ganz typisch ist es, wenn man heute von Handwerkern oft hört, es lohne sich nicht, die Fabrikation dieses oder jenes Artikels aufzunehmen; in naher Zeit kämen die Deutschen ja doch wieder und würden viel billiger liefern. Das ist einfach eine bequeme Ausrede, um mangelnden Unternehmungsgeist zu bemänteln. Denn wenn wir die Fabrikation gut organisieren, ist in den weitaus meisten Fällen die Konkurrenz im Inlande aufzunehmen, und sofern der Betrieb großzügig ausgestaltet wird, können wir sogar auf den Exportmärkten mit Erfolg auftreten. Nur die tautägliche strenge Handarbeit in den einen oder das Wirtshausstücken in den andern Fällen hindert solche zaudernde Handwerker an der Kopfarbeit, welche noch sehr oft als unproduktiv verachtet wird, während sie die Voraussetzung ist, derartigen Problemen mit Erfolg auf den Leib zu rücken. In einem späteren Briefe soll dies anhand von Beispielen in- und ausländischer Betriebsorganisation näher dargelegt werden.

Wenn heute schon in den Handwerkerkreisen das Gespenst der deutschen Konkurrenz an die Wand gemalt wird, dem nicht zu widerstehen sei, so mögen einige Beobachtungen dies zu rechtfertigen scheinen. Deutschland hat wider dem alten Regime im neutralen Ausland Rohstoffe zurzeit des Tiefstandes der Preise aufgekauft, um sie nach Friedensschluß ins Land zu schaffen; es kann so teilweise zu günstigeren Bedingungen die Produktion wieder aufnehmen, als die auf teure Materialien angewiesenen Konkurrenten. Mit hohen Summen deutschen Geldes sind wäh-

rend des Krieges neutrale Fabriken ganz oder zur Mehrheit aufgelauft worden, die heute unter neutralem Namen für deutsche Rechnung arbeiten. In der Schweiz kennt man derartige Fälle ebenfalls, und leider boten zu solchen Manövern auch einige Adokataten Hand. In neutralen Ländern sind unter neutralen Namen deutsche Neugründungen erfolgt, deren Fabrikate unter neutraler Flagge segeln. Kein vernünftiger Schweizer wendet etwas dagegen ein, wenn sich Ausländer und ausländische Unternehmungen in unserem Lande ansiedeln, um zu arbeiten; aber wir müssen verlangen, daß dies mit offenem Visier geschehe und daß nicht mit unserem Schweizernamen Mißbrauch getrieben wird. Es geht einfach nicht, wie dies praktiziert wurde, daß eine deutsche Firma in Oberursel „Rüttli-Sensen“ offeriert, ein Hannoveraner „Tell-Gummi“, daß ein Berliner unsere Mutter Helvetia als Schutzmarke für seine Produkte wählt, daß eine in Basel niedergelassene Filiale eines österreichischen Informationsbureaus sich in eine Austriastei „Helvetia“ umfrisiert, nachdem mit der Firma „Austria“ der Erfolg ausgeblieben war.

Daß solche Erscheinungen beim ehrbaren Schweizer Handwerker Mißstimmung schaffen, ist begreiflich; deshalb wird diese geschäftliche Mimikry aber auch mit allen Mitteln bekämpft, seitdem sie offenbar wurde.

Doch auf diese Nebenerscheinungen des Konkurrenzkampfes kommt es nicht entscheidend an. Viel wichtiger ist, daß wir in den Arbeitsmethoden mit dem gesamten Ausland, nicht nur mit Deutschland, Schritt halten, mit allen Mitteln der Technik die höchstmöglichen Leistungen zu erzielen suchen, die Kraft des Arbeiters möglichst schonen, damit sie nicht durch allzustarke Anstrengung zu früh verbraucht wird. Den richtigen Arbeiter an der richtigen Stelle zu beschäftigen und ihm erstklassiges Werkzeug zu geben, das ist Haupterfordernis. Man muß auch im Handwerk zu einer klugen Arbeitsteilung kommen, und diese kann nur durch ein stetes Studium der einzelnen Produktionsprozesse, durch Kopfarbeit und Rechenstift erreicht werden. Die richtige Arbeitsteilung bietet dem Handwerksmeister wie dem Arbeiter ihren Nutzen; der Arbeitgeber, der die Arbeit möglichst gut zu organisieren versteht, ist durch die vermehrte Produktion mit verhältnismäßig geringerem Arbeitsaufwand imstande, höhere Löhne zu entrichten, als derjenige seiner Handwerkskollegen, der in dem alten gleichen System weiterwurstelt. Dem Arbeitsplatz muß in unserem Handwerk mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden; er soll gut beleuchtet sein, luftig und gut heizbar. Wenn auch der Grobwater mit diesen oder jenen Werkzeugen Geld verdient hat, so ist noch lange nicht gesamt, daß sie deswegen behaltend werden müssen, falls sie durch bessere überholt sind. Der Handwerker darf nicht verfahren wie jener junge Basler, welchem ich vor Jahren eine emaillierte Badewanne verkaufen wollte und der erstaunt die Frage an mich stellte: „Ja, sage Si, worum wänn Si mir jetzt au partout e-n-emaillierte Badkaste uffschwätze; dr Babbe het doch au in eme bsächige Badziber badet?“ So hält es der Handwerker sehr oft mit seinem Werkzeugen und andern Betriebsmitteln, die partout als praktisch und gut angesehen werden, weil sie sich zu Grobwaters Zeiten bewährten. Auf diesem Gebiete findet man bei unsern Handwerksmeistern noch unglaubliche Rückständigkeit. Sie müssen beseitigt werden, bevor man über die fremde Konkurrenz weiter lamentieren darf.

E.